

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 90 (1964)
Heft: 31: [Elsa von Grindelstein] : Mekerolog für Elsa

Artikel: Mein Whisky
Autor: Tschudi, Fridolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-503806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

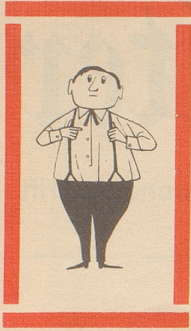
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gaudenz Freudenberger lustwandelt

zwischen Laternenpfählen

Und falls es Sie interessiert, was unsereiner dort verloren hätte, verweise ich Sie auf einen Ausspruch von François-Poncet: «Es gibt Laternen, die außer ihrem eigenen Pfahl nichts beleuchten.»

Geld, Mensch und Geist

Beachten Sie bitte das Komma. Geldmensen sonnen sich nämlich im Wahn, für Geld sei alles zu haben. Das Glück, das Leben und der Dank für geleistete Dienste. Wie kann man sich nur so verrechnen!

Wer das Komma zwischen Geld und Mensch außeracht läßt, verkauft die Menschlichkeit zugunsten der Geschäftstüchtigkeit. Er sieht die Beziehungen von Mensch zu Mensch (wobei jeder Mensch nicht nur ein Portemonnaie, sondern auch Geist, Herz und Seele hat), die Beziehungen unter den Völkern, Rassen und Nationen einzig vom Gesichtspunkt des Klüsterismus aus. Seine Münzen tragen die alte Prägung: «Geld regiert die Welt.» Und er meint, alle Fragen, die großen sozialen Weltprobleme samt aller Weltpolitik ließen sich mit Geld lösen. Werte wie Menschenwürde, Freiheit, Kultur und Weltanschauung ständen bei den wenigsten hoch im Kurs und bei den «Unterentwickelten» schon gar nicht.

So machen denn Krethi und Plethi in «Entwicklungshilfe» und geben dabei den Geist auf. Indem sie sich im Westen wie im Osten vorstellen, der «Unterentwickelte» sehe nur darauf, wer Geld in seine Hände lege und wieviel, und ihm gelte dann die Sympathie, Dankbarkeit und Anhänglichkeit für Zeit und Ewigkeit.

Solchen und ähnlichen Berechnern gab der Rektor der Hochschule St. Gallen am Dies academicus zu bedenken:

«Ich glaube, daß wir den Entwicklungsländern nicht nur Geld geben müssen, sondern auch Menschen, die sich einsetzen; oder nicht nur Geld und Menschen, sondern auch eine Wirtschaftstheorie, die der

Wirtschaft jener Völker angepaßt ist. Eine Theorie, ein Leitbild, das, wenn es befolgt wird, wirklich Not und Elend überwindet, ohne daß menschliche Freiheiten in einem Maß aufs Spiel gesetzt werden müssen, wie dies bei einer kommunistischen Planwirtschaft unvermeidlich ist. Ohne eine solche Wirtschaftstheorie ziehen wir den Kürzern gegenüber jenen falschen Propheten, die ihre kommunistische Wirtschaftstheorie mit glänzend eingedrillten Methoden verkünden.»

Mutter Helvetia und ihre Kinder

Sie haben doch auch schon vom Graben oder wenigstens vom Trennungsstrich zwischen Deutsch und Welsch gehört. Oder von der Malaise, die die Westschweizer dann und wann beim Blick in Richtung Bern befällt. Oder von deutschschweizer Urteilen über welsche Denkart und Verhaltensweise, Urteile, die sich durch auffallende Unkenntnis welschen Wesens und welscher Eigenart «auszeichnen».

Man braucht die Geschichte vom Graben, die während des Ersten Weltkrieges wahr und wirklich war, nicht aufzubauen. Heute ist der Graben kaum mehr ein Viertel so tief wie ihn gewisse Maulwürfe immer noch für wahr haben möchten. Aber das stimmt leider: Wir kennen uns viel zu wenig. (Falls wir uns überhaupt näher und von nahem kennen.) Man könnte manchmal fast meinen, die welschen Kinder Helvetias wohnen vor und die alemannischen Kinder der nämlichen Mutter hinter dem Mond (oder umgekehrt, falls einer das «hinter dem Mond» zweideutig interpretieren wollte) und wir ständen nur durch eine äußerst komplizierte Weltraumfernverbindung miteinander in Kontakt. Es gibt Welsche, die Frankreich und Algerien so gut wie ihren Hosensack kennen, die sogenannte deutsche Schweiz aber nur von Schulbüchern und vom Hörensagen her. Und es gibt Deutschschweizer, die sich in Mallorca, den USA und in Hinterindien besser und genauer auskennen als in der Westschweiz. Resultat: Man kennt sich nicht, bleibt sich einander fremd. Und was sich nicht kennt, versteht sich nicht oder strauzelt von einem Mißverständnis zum andern.

Das ist bedauerlich, ja in einem gewissen Sinne unverantwortlich. Vor allem von jenen, die als Behörden und Institutionen die nötigen Beziehungslinien herstellen könnten.) Ich muß deshalb bekennen: Nichts hat mich von den Kontakten, welche die Expo in Lausanne mit der «übrigen» Schweiz herstellt, so herzlich gefreut wie die Ankündigung des Zürcher Regierungspräsidenten am Zürcher Expotag: «Nächstes Frühjahr werden 1000 (tausend) Schulkinder aus dem Waadtland in den Kanton Zürich eingeladen, um die Bande der Freundschaft zu erneuern, die anlässlich der Expo geknüpft wurden.»

Damit möchte ich nicht den Zürchern Nebelspalterhonig auf Lippen und Schnäuze streichen, der Basler oder andere eifersüchtig machen könnte. Ich möchte mit diesem vorbehaltlosen Lob nur alle übrigen Kantone zu nämlichem Tun aufmuntern.

Mein Whisky

Mein Whisky riecht wie Spätherbstlaub,
drei Klafter unterm Schnee versteckt,
wobei er ganz nach Teer und Staub
von blonden Tabakblättern schmeckt.

Wenn er die Zunge scharf berührt
und über meinen Gaumen rinnt,
dann fühle ich, von ihm verführt,
wie schön die Welt zu sein beginnt.

Er ist ein schottisches Geschenk,
das über England zu uns kam
und mich als männliches Getränk
schon ab und zu gefangennahm.

Für meine Frau, mehr feminin,
ist im Geruch und im Geschmack
er freilich eher Terpentin
und penetrant wie Möbellack.

So kommt's daß – weil sie ihn nicht liebt
und er mir besser tut (?) und frommt –
mein Whisky, wenn es welchen gibt,
nie in die falsche Kehle kommt.

Ich geb's drum schriftlich und gedruckt
und will galant sein und genau:
Falls jemand sich von uns verschluckt,
ist es bestimmt nicht meine Frau!

Fridolin Tschudi